

Martin Gasteiner /  
Peter Haber (Hrsg.)

# Digitale Arbeitstechniken

für die Geistes- und  
Kulturwissenschaften

Böhlau

UTB

Valentin Groebner:  
Welches Thema? Was für eine Art Text? Vorschläge  
zum wissenschaftlichen Schreiben 2008 ff.

Die schlechte Nachricht zuerst. Deutschsprachige akademische Publikationen haben keinen guten Ruf. Jedenfalls nicht bei den angelsächsischen Kolleginnen und Kollegen. Deutschsprachige Wissenschaftstexte gelten als fussnotenbefrachtet, umständlich und steif. In einem der smarteren amerikanischen Campus-Romane der letzten Jahre bringt Jonathan Lethem das Stereotyp auf den Punkt. "Mein neues Forschungsgebiet", erzählt dort sein Held, "war irrelevant, aber bedeutungsvoll. Die Ergebnisse erschienen ausschliesslich in deutscher Übersetzung, und zwar in Sammelbänden der Reihe "Veröffentlichen oder sterben". Es waren Aufsätze mit unendlich langen Fussnoten, trocken und unlesbar wie eine Handvoll feinen Sandes."<sup>1</sup>

Lethem ist natürlich ziemlich böse, wenn er das irrelevante Forschungsgebiet mit den langen Fussnoten verknüpft und dabei suggeriert, das eine bedinge das andere – jedenfalls auf Deutsch. Als Schriftsteller darf er das. Aber davon müssen Sie, verehrte Autorin, verehrter Autor, sich nicht den Kopf verdrehen lassen. In Wirklichkeit haben wichtige Artikel durchaus eine Menge Fussnoten; und Irrelevantes kommt oft elegant und spritzig daher. Im folgenden soll es darum gehen, wie Sie Ihr Verhältnis zu Ihrem Thema und Ihrem Schreibstil produktiv machen können.

Und zwar auf Deutsch. Lethem hat mit seinem Stereotyp ja leider allzu oft Recht. Die gängige deutschsprachige wissenschaftliche Prosa, seien wir ehrlich, ist in der Regel kein Vergnügen. Die Ursachen dafür sind komplex, vor allem historisch; aber sie sind hier nicht unser Thema. Geschichte ist das, was man sich nicht aussuchen kann. Was Sie sich dagegen aussuchen können, ist *wie* Sie schreiben. Und wo Sie es veröffentlichen. Was Thema und Stil wissenschaftlicher Texte angeht, gelten für das Netz die gleichen Regeln wie für Publikationen auf Papier. Denn hier wie dort, digital wie analog hat Wissenschaftlichkeit nichts mit langen Bibliografien und sperrigem Jargon zu tun. Ein Text ist dann ein guter wissenschaftlicher Text, wenn er erstens genau ist; wenn er zweitens seine Grundlagen und Ergebnisse für seine Leserinnen

---

<sup>1</sup> Jonathan Lethem: *When She Climbed Across the Table*, New York 2001. Deutsch: *Als Sie über den Tisch kletterte*. Berlin, Tropen: 2002, S. 14.

nachprüfbar macht (denn *dafür* sind Anmerkungen da), und drittens: Wenn er neue Informationen zur Verfügung stellt. Mit denen andere - im Idealfall - besser und genauer weiterarbeiten können.

Anders gesagt: Wenn Sie wissenschaftliche Texte veröffentlichen wollen, dann sind Sie immer schon in ein Kollektiv von Benutzerinnen eingebunden. Das ist Ihr Publikum. Je mehr Ihr Text den Bedürfnissen dieser Kollegen und Kolleginnen entgegenkommt, desto wirkungsvoller wird er sein. Es liegt in Ihrem eigenen Interesse, zu diesen Leuten nett zu sein.

Dazu im Folgenden einige Vorschläge. Sie kommen als Hinweise daher, aber sie sollen nicht Ge- und schon gar keine Verbote sein, sondern Anregungen. Sie sind deswegen auch nicht vollständig, und ausserdem geprägt durch meinen eigenen kulturwissenschaftlichen Hintergrund - ich bin Historiker, und nur dort kenne ich mich halbwegs aus. Nehmen Sie es als einen kleinen Werkzeugkasten. Denn das Schreiben selbst betreiben natürlich am Ende nur Sie. Sie möchten, dass Ihre Texte mit Vergnügen gelesen werden? Das haben Sie in der Hand.

### **Nicht überall sein**

Wer sich unter Kolleginnen und Kollegen umhört, muss auf schlechte Nachrichten über das wissenschaftliche Publizieren gefasst sein. Immer unübersichtlicher werde die Lage, heisst in den Kulturwissenschaften die Parole. Geklagt wird über Widersprüchliches: über die Publikationsflut ebenso wie über das Wegfallen früher leicht zugänglicher Druckkostenzuschüsse. Der Umbruch bei den wissenschaftlichen Fachzeitschriften erscheint vielen ebenso bedrückend wie die Heterogenität immer zahlreicherer interdisziplinärer Sammelbände. Deutlich ist dabei vor allem, dass die seit dem 19. Jahrhundert immer stärkere Arbeitsteiligkeit der Forschung dem einzelnen Autor bzw. der umsichtigen Autorin am Beginn des 21. Jahrhunderts nicht mehr von selbst den "selbstverständlichen" Platz für seinen oder ihren Artikel zuweist. Und der eigene akademische Betreuer - Ist er wirklich die Verkörperung dieser Forschung? - vermutlich auch nicht. Seit den 1990ern hat nämlich eine ganze Generation WissenschaftlerInnen im eigenen Arbeitsalltag die Erfahrung gemacht, dass die Auflösung älterer starrer Strukturen nicht grössere Handlungsfreiheit erzeugt, sondern sie im Gegenteil ziemlich drastisch reduziert. Das ist eine politische Frage. Wie mit zynischem Laissez-faire umgehen?

Die Antwort, die ich Ihnen vorschlagen würde, heisst: Konzentration. Sie können nicht überall sein. Machen Sie sich deshalb Ihre eigenen Regeln. Denn die Verantwortung für Ihre Texte kann niemand anderer als Sie selbst übernehmen.

Wenn Sie einen Aufsatz fertig haben, der Ihnen gelungen erscheint und eine griffige Umsetzung Ihrer Ideen enthält; wenn Ihnen ein Text gelungen ist, der Ihr Forschungsprojekt und Ihren Arbeitsstil demonstriert und von dem Sie wollen, dass er von möglichst vielen Fachkolleginnen und –kollegen gelesen wird; wenn Sie diesen Text publizieren wollen, dann veröffentlichen Sie ihn möglichst *nicht* in einem Sammelband. Egal, wie prominent die Tagung, der Sonderforschungsbereich, die weiteren Autoren und die Herausgeber Ihnen erscheinen; und egal, wie missgelaunt Ihr akademischer Betreuer seine Augenbrauen über Ihre Entscheidung hochzieht. Ihnen muss es um die Zugänglichkeit Ihres Texts gehen. Von sehr, sehr seltenen Ausnahmen abgesehen, werden Sie nur dann Rückmeldungen darauf erhalten, wenn Sie ihn in einer wissenschaftlichen Zeitschrift publizieren; und wenn Sie den Text gleichzeitig als zitierfähiges, aber provisorisches Manuskript als PDF-Dokument auf dem Netz öffentlich zugänglich machen. Wissenschaftliche Sammelbände nützen in den allermeisten Fällen nur den Herausgebern (und den Verlagen), aber nicht den Autorinnen und Autoren. Sammelbände sind nämlich nichts anderes als wissenschaftliche Zeitschriften, die nur in einer einzigen Nummer erscheinen. Danach ist von ihnen ebensoviel die Rede wie von Zeitschriften, die es nicht mehr gibt, nämlich gar keine. Sie verschwinden. Und Ihr Beitrag mit. Und das ist doch eigentlich schade. Lassen Sie sich nicht einreden, dass Ihre wissenschaftliche Bibliografie umso eindrucksvoller ist, je länger sie ist. Ein selbst geschriebenes Buch ist wirksamer als drei von ihnen herausgegebene Tagungsbände. Vier Aufsätze zum selben Thema wirken weniger gut als zwei. Dafür sollten diese beiden dann so gut wie möglich sein; und so rasch und einfach wie möglich zugänglich. (Und das sind Sammelbände gewöhnlich eben nicht.) Streben Sie mit Ihren Publikationen nicht danach, Ihren vielen akademischen Titeln noch den MSSB hinzuzufügen, den Master of the Scholarly Soundbite. Sie haben nichts davon.

Setzen Sie deutliche thematische Schwerpunkte; und zwar sinnvollerweise schon im Titel. Sie tun Ihren Lesern und sich selbst einen Gefallen, wenn aus der Überschrift knapp und deutlich hervorgeht, wovon Ihr Text handelt, wenn er also Ihre Materialbasis und Ihre Fragestellung angibt. Bitte nicht vergessen: Ein Wissenschaftler ist jemand, der ziemlich genau angeben kann, wovon er

*nichts* versteht. Sonst ist er keiner. In kulturwissenschaftlichen Fächern gibt es die Verlockung, dem eigenen Text einen metaphorischen, schön klingenden und literarisch anspruchsvollen Titel zu geben. Er soll als verlockendes Rätsel daherkommen, wie zum Beispiel Carlo Ginzburgs Studie "Der Käse und die Würmer". Aber bitte denken Sie daran, dass erstens Ginzburgs Untertitel recht genau ausfällt ("Die Welt eines Müllers um 1600"); und dass sein Buch zweitens schon 1979 auf Deutsch erschienen und seither sehr häufig nachgeahmt worden ist. Und dass, drittens, Ginzburg eben Ginzburg ist, und Sie nicht. Deswegen sind Sie besser dran, wenn man Ihren Text über das Menu "Allgemeine Titelwortsuche" in Bibliotheks- und Datenbankprogrammen sehr rasch finden kann. Denn Sie wollen doch gelesen werden, oder?

### **Vorsicht mit den Zauberworten**

Wissenschaftler haben gewöhnlich ein intensives Verhältnis zu Theorien. Das liegt in der Natur ihrer Arbeit. Theoretische Modelle sind deswegen so praktisch, weil sie eine Sprache zur Verfügung stellen, in der Forschungsprobleme ohne grossen Aufwand für Definition und Deskription für die interessierten Kolleginnen und Kollegen knapp formuliert und beschrieben werden können. Die Theoriebegriffe sind gewissermassen Abkürzungen, die ziemlich komplexe begriffliche Operationen zusammenfassen. Deswegen haben sie sich unter denjenigen, die in diesem Bereich arbeiten, durchgesetzt; das ist bei Molekularbiologen nicht anders als bei Philologen – die Zauberworte der Wissenschaft.

Das wäre weiter kein Problem, wenn diese theoretischen Kürzel nicht gleichzeitig auch noch als Erkennungszeichen gebraucht würden, mit denen die eigene Einzigartigkeit und gleichzeitig die Zugehörigkeit zu einer Gruppe demonstriert werden soll. Die Berufung auf eine oder mehrere Theorien, auf Schlagworte reduziert, dient gewöhnlich zur Identitätspolitik der Verfasserin und des Verfassers. Vielleicht ist das unausweichlich. Bildungsinstitutionen neigen dazu, sich selbst zu reproduzieren. Lehrer an Klosterschulen haben vor fünf- oder zweihundert Jahren ihre Lieblingseleven zum Eintritt in den Orden zu bewegen versucht. Universitätsprofessoren halten bis heute die Auswahl und Ausbildung zukünftiger Professoren für die wichtigste ihrer Tätigkeiten (und machen sie gerne zum Masstab ihrer eigenen Qualitäten). Gerade weil dieses Klonen in den Institutionen so häufig

ist, spielt die Berufung auf Theorie für den wissenschaftliche Nachwuchs eine so grosse Rolle. Sie ist Anrufung mächtiger, berühmter Schutzpatrone für die eigene Arbeit und gleichzeitig Mittel zur Selbstdarstellung gegenüber dem eigenen Chef. "Ich mache das Bewährte", lautet die Nachricht, "aber auf ganz, ganz neue Weise."

Das ist verständlich; aber ein solches Beschwören der Autoritäten, so beruhigend es auf Sie selbst wirken mag, macht Ihre Texte weder besser noch wirkungsvoller. Es macht sie vor allem nicht wissenschaftlicher. Denken Sie daran, dass Ihre Leserinnen und Leser in erster Linie an Ihrer Arbeit und Ihren Ergebnissen interessiert sind. Niemand zwingt Sie, all die klugen Bücher und Aufsätze, die Sie gelesen haben, in die ersten drei Fussnoten zu packen. Präsentieren Sie diejenigen Argumente, die für Ihre eigene Arbeit am wichtigsten sind, aber tun Sie das im Text, nicht in den Anmerkungen. Es ist immer verlockend, sich auf *big names* und berühmte theoretische Modelle zu beziehen. Aber Ihre Leser wollen bei Ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht das wiederlesen, was sie bereits kennen, sondern wünschen sich Neuigkeiten, Fundstücke, neue Werkzeuge, die ihnen – Ihren Leserinnen und Lesern nämlich – selbst neue Argumente ermöglichen. Es ist deswegen eine gute Strategie, Ihre eigene Recherche in Ihrem Text so transparent und sichtbar wie möglich zu machen. Das ermöglicht Ihnen auch, diejenigen Fragen, die sich aus Ihrer Recherche und Ihrem Gebrauch der theoretischen Instrumente ergeben haben, als Ergebnisse – als neue Fragen - zu präsentieren. Ein wissenschaftlicher Text ermöglicht Weiterfragen. Und zwar möglichst konkret.

Es ist deshalb nicht ohne Komik, wie leicht viele Wissenschaftler in die Abstraktionsfallen gehen, die sie sich selbst gestellt haben, gerade wenn sie über Theorien und theoretische Positionen schreiben. Hier ist nicht der vielversprechend-schöne Titel die Verlockung, der Sie widerstehen sollten, sondern das theoretische Maximalargument, der overkill auf der Metaebene, das coole Wortspiel für die Eingeweihten. Solche Zuspitzungen im Abstrakten dienen in abgeschlossenen Milieus sehr effizient dazu, sich von Kolleginnen und Konkurrenten abzugrenzen. Leider funktionieren sie auch nur dort. Und nirgends sonst. Überlegen Sie sich, wie viele Ihrer Leserinnen und Leser an einem solchen Jargonfestival wirklich teilnehmen möchten.

Denn das ist eine der Lektionen des Theoriegebrauchs in den Kulturwissenschaften seit den 1970ern: Nicht alle Antagonismen verschärfen sich zwangsläufig; Sprache ist nicht per se faschistisch; und das Internet ist kein Ersatz für die materielle Welt. (Was ist eigentlich aus dem guten alten Cybersex geworden?) Anders gesagt: Etwas ist

nicht deshalb notwendigerweise richtig, weil es theoretisch unwiderlegbar daherkommt.<sup>2</sup> Auch wenn Sie als Autor oder Autorin dabei die Erhabenheit erreichen, die sie anstreben, so ist die doch nutzlos für all diejenigen Leserinnen, die Ihre Assoziationen nicht teilen und/oder die an anderen Institutionen und in anderen Kontexten arbeiten. Begeisterung für theoretische Instrumente und ihre Zauberworte ist etwas Wunderbares. Diese Begeisterung kann alle Beteiligten ungemein beflügeln. Aber vergessen Sie nicht, dass von etwas besessen zu sein auch bedeutet, vom praktischen Umgang damit ausgeschlossen zu sein. Dazu kommt, dass die Zauberworte der Theorie unüberschbare Halbwertszeiten haben. Mit wenigen Dingen kann man sich so grossartig blamieren wie mit aufgeplusterten Bonmots aus mittlerweile erkaltetem Jargon. Und Sie wollen doch, dass Ihre Texte ein bisschen haltbar sind, oder?

Dafür sind die Schutzpatrone nutzlos. Und daran können Sie nichts ändern, weder durch wiederholtes Absingen der wichtigsten Mantras noch durch inständige Anrufung in den vorgeschriebenen Zauberworten. Gute theoretische Formeln sind praktische Kürzel zur Verständigung zwischen Kollegen. Aber gute Abstraktionen leisten noch mehr, sie verbinden nämlich die immaterielle mit der materiellen Welt. Überlegen Sie sich, wie sie in ihren Texten theoretische Begriffe an existierenden Gegenständen der physischen Welt veranschaulichen können. Halten Sie sich bei der Wahl Ihrer Themen ans Konkrete. Ein gutes wissenschaftliches Thema holt etwas, das vorher nur als diffus vorhandenes verstreutes Material vorhanden war, konzentriert in die Gegenwart Ihrer Leser. Und dabei hilft Ihnen auch das machtvollste Zauberwort nichts: Das müssen schon Sie, als Autorin und Autor, selbst leisten.

**Es ist Ihr Text. Seien Sie stolz darauf.**

Wissenschaftliche Texte werden für die Kollegen verfertigt, damit die mit den Ergebnissen weiterarbeiten können. Die fürs erste unabsehbar

---

<sup>2</sup> Wissenschaftliche Texte zielen auf konkrete Verfahrensweisen zur Gewinnung *neuer* Informationen ab und nicht auf theoretisch korrekte Auslegung existierender Texte (das ist die traditionelle Aufgabe der Theologie). Es gibt einen schönen Witz über eine EU-Kommission, die einen unorthodoxen Vorschlag zur Lösung eines Sachproblems diskutiert; die Mehrheit signalisiert Zustimmung; nur der französische Delegierte hört sich das stumm an. Dann sagt er schmallippig: "I can see it will work in practice. But will it work in theory?"

grosse Arbeit an einem gewaltigen Korpus an Material, die irgendwann in der Zukunft abgeschlossen sein würde, ist einer der Mythen des 19. Jahrhunderts, der sehr reale Institutionen in der Wirklichkeit erzeugt hat. Das Prinzip Arbeitsteilung ist heute selbstverständliche Basis jeder wissenschaftlichen Tätigkeit - aber sie ist kein Wert an sich. Die Qualität wissenschaftlicher Arbeit liegt auch darin, wieviel Autonomie für den oder die Einzelne dabei realisierbar wird. Leider akzeptieren das nicht alle Hochschullehrer. Manche schicken ihre Doktorandinnen als Kindersoldaten mit Drogen und Gummistiefeln in den Materialdschungel, oder, um ein anderes Bild zu bemühen, als einsame Schürfer in die tiefen Schächte der diversen Sonderforschungsbergwerke. Deswegen sind die oft so grimmig. Und so blass.

Sehr verehrte Autorin, lieber Autor, es liegt an Ihnen selbst, ob Sie das mit sich machen lassen möchten. Sie sollten sich auf jeden Fall davon nicht einschüchtern lassen. Am Beginn des 21. Jahrhunderts müssen Sie sich nicht mehr um vermeintliche "Traditionen" der Forschung kümmern; weder, in dem Sie ihren eigenen Text darin verorten, noch indem Sie gegen sie anschreiben. Jede solche Tradition ist nachträglich hergestellt: Es ist das, das was immer schon dagewesen sein soll, ein künstlich zusammengesetztes Gebilde – und das weiss im Jahr 2008 nun wirklich jeder, der mehr als fünf Seiten Wissenschaftstheorie gelesen hat. Man wird der Wirkung von Traditionen freilich nicht wirklich gerecht, wenn man sie als "Gebilde" oder "Konstruktionen" beschreibt, beides Worte, die eher statische Dinge - Gestelle – suggerieren. Eine Tradition ist etwas, was von ihrem Schöpfer – demjenigen, der ihren Namen als erstes laut ausgesprochen hat - aus unterschiedlichen toten Teilen zusammengebaut und dann durch Benennung von Kollegen buchstäblich zum Leben erweckt wird. Diese Traditionen sind meistens recht aggressive Biester: Sie patrouillieren als Schutz- und Wachhunde in Texten und werden auf vermeintliche Kritiker und Abtrünnige losgelassen, die sie böse verletzen können. Weil Traditionen nun interessanterweise zwar beißen, aber niemanden auffressen (eine Tradition kann gegnerisches Material zwar zerstückeln, aber nicht schlucken), liegt neben dem deutschen Schäferhund eine andere Analogie nahe: Eine Tradition ist ein aus Teilen von Toten gebauter Homunculus. Wie jedes gute Monster ist auch dieser Roboter blind - er kann nicht sehen und braucht deswegen einen, der ihm sagt, wo es hingeht. Auch die Tradition weiss aus sich selbst nie weiter. Ob Schäferhund oder Roboter, sie soll einschüchtern und die Macht ihres Konstrukteurs durchsetzen. Sie beisst deshalb ihre Opfer nicht einfach

wortlos, sondern tut das stets mit Verweis auf ihren Herren. Auch bei Mary Shelley trägt dieser Bastler einen akademischen Titel.

Und hier wären wir wieder am Anfang angekommen, bei Jonathan Lethems bösem Stereotyp von deutscher Wissenschaft als fussnotengesättigt und für Aussenstehende unlesbar, weil auf sich selbst (und sonst nichts anderes) bezogen. Was Akademikerinnen und Akademiker am Beginn des 21. Jahrhunderts in Deutschland, in Österreich und in der Schweiz erleben, ist der Untergang von Wissenschaft im alten preussischen Modus: das Verschwinden der Fiktion, dass es einen klar abgrenzbaren, überpolitischen, nichtkommerziellen Bereich der "Wissenschaft an sich" gäbe, von festangestellten Beamten verwaltet und von äusseren Interessen unberührt.<sup>3</sup> Diesen Planeten Akademia hat es in Wirklichkeit nie gegeben. Wirksam war er deswegen, weil diese fiktive Meta-Autonomie ziemlich lange und ziemlich erfolgreich für die Durchsetzung sehr pragmatischer Eigeninteresse angerufen werden konnte. Im Jahr 2008 finden wir uns schon längst in anderen Verhältnissen wieder; in brasilianischen vielleicht, oder tschechischen. Damit soll nichts Negatives über diese Länder gesagt werden, im Gegenteil. Ich möchte damit einfach - etwas unbeholfen - Gegenwärtigkeit und Vermischung ausdrücken; die Tatsache, dass Wissenschaft und Reden über Wissenschaft im Rahmen sehr realer Profitorientierung und politischer Vereinnahmung stattfindet. Das Abendland ist untergegangen.

Deswegen am Schluss (Sie haben sich schon gedacht, dass sie noch kommt, oder?) – die gute Nachricht aus der Wunderwelt der akademischen Textproduktion. Die gute Nachricht hat drei Teile. Erstens: Die Reinheit der Disziplinen ist nicht mehr aufrechtzuerhalten, sondern verloren. Zweitens: Es hat diese Reinheit ohnehin nur nachträglich gegeben. Und drittens: Das macht auch nichts. Denn als Autorin und Autor sind Sie für die Herstellung von Unreinheit zuständig. Keine claims abstecken, sondern Themen in traditionelle

---

<sup>3</sup> Das letzte Residuum dieses imaginären Königreichs Preussen ist der Begriff der Exzellenz: "Jawoll, Exzellenz!" Denn Exzellenz kann gar nichts anderes sein als das, was wir bereits exzellent kennen: Welches akademische Gremium würde verlautbaren, dass es selbst nicht exzellent sei, sondern middle-of-the-road-Forschung betreibe? Das Reden von der Exzellenz hat interessanterweise genau jene solide Normalwissenschaft traditioneller deutscher Prägung verschwinden lassen, die sich selbst stets als sehr seriös beschrieben hat und deren Früchte Lethem so boshaft beschreibt. Das kann einen auch beunruhigen. Wenn niemand mehr von der Normalität redet, könnte das auch daran liegen, dass sie allgegenwärtig geworden ist.

gelehrte Milieus injizieren. Wie Hefepilze, oder Bakterien. Das wächst dann schon.

Jeder Schreiber ist ein Schwimmer: Er muss die Strömung, die ihn voranbringt, selber erzeugen. Sonst geht er unter. Schaffen Sie sich deshalb rucksacktaugliche Projekte, nicht zu gross, beweglich, zu mehreren kombinier-, aber von einzelnen bewältigbar. Darauf kommt es nämlich an: Es ist ihr Thema; und es ist ihr Text. Seien Sie stolz auf ihn. Unverwechselbar machen Sie ihn ohnehin.